

Der Traumverkäufer

von Katrin Lindner

11. Juli 2013

Als ich über die flachen Holzpfähle am Sandkastenrand balancierte und eine undefinierbare Melodie leise vor mich hinsummte, spähte ich neugierig hinauf zu den Fenstern im zweiten Stock. Ich hatte fest damit gerechnet, in einem dieser Fenster seine blasse Visage erkennen zu können, aber da war niemand. Ich schluckte die Zweifel wie ein bitteres Bonbon herunter und suchte auf den unzähligen Klingelschildchen nach dem Nachnamen, der mit „M“ begann. Große Erleichterung stieg auf, als ich den richtigen Namen las, und gerade wollte ich meine Hände aus der Hosentasche nehmen und anständig klingeln, da ertönte bereits ein surrendes Geräusch, und die Tür entriegelte sich. *Strange*. Mit klopfendem Herzen stolperte ich ins dunkle Treppenhaus und machte mich daran, die Stufen zu erklimmen. Wahrscheinlich hatte er mich doch vom Fenster aus unten durch den Hof tänzeln gesehen. Komisch, normalerweise hätte er mir zugewunken, vielleicht sogar das Fenster aufgerissen und mich gerufen.

Bevor ich die Situation analysieren konnte, erreichte ich die Tür zur Wohnung seiner Eltern, die bereits einen Spalt weit offen stand. Anders als erwartet wurde ich nicht einen Meter vor der Schwelle der Wohnung von einem guten, alten, fröhlich angetrunkenen Freddy empfangen, dem vor lauter Wiedersehensfreude die Worte fehlten.

Hinter der Tür kauerte eine dünne, weiße Person, bekleidet mit nichts weiter als einem alten, zerknautschten Araberschal um die schmalen eckigen Hüften. Die dunkelroten Flecken zwischen dem schwarzweißen Muster fielen mir erst viel später auf – was ihren Anblick nicht ersprießlicher machte. Die langen dunklen Haare waren zu einem etwas heruntergekommenen Zopf gebunden; neben den gewohnten alten Narben zierten frisch wirkende Striemen den Hals und eine Wange. Erst nach Sekunden, als ich das spitze Grinsen in dem verschüchterten Gesicht wiedererkannte, sah ich, dass es Freddy war.

»Salut, Genosse«, presste ich möglichst freundlich hervor. »Lang' nicht gesehen.« Sein Äußeres entsetzte mich nur mäßig. Was mich irritierte, war die unsägliche Unsicherheit in seinem Blick. Oder war es vielleicht Scham?

»Komm rein«, murmelte er, und mit gespielter Gelassenheit betrat ich seine Bude.

Einen Moment standen wir zwei uns gegenüber, tonlos und verlegen. Keiner wusste, was nach so langer Zeit gesagt werden sollte. Ich merkte, dass er sich kaum traute, den Blick zu heben, deshalb schenkte ich ihm zur Begrüßung mein allerbestes Grinsen.

»Gut siehst du aus mit den kurzen Haaren«, sagte er und ich wusste, dass er es ehrlich meinte.

Als Reaktion darauf nahm ich ihn einfach etwas unbeholfen in den Arm und klopfte ihm nett gemeint auf den Rücken. »Ich freu mich, dass du gekommen bist, John«, platzte er tatsächlich nach ein paar Sekunden heraus und schob mich nun strahlend wie ein kleines Kind an Weihnachten vor sich her, den Flur hinunter in sein Zimmer. »Bahn dir einfach einen Weg durch das Chaos und setz dich irgendwo hin.«

Geschockt hätte ich eigentlich nicht sein dürfen. Von meinem eigenen kleinen Reich Zuhause war ich eine gewisse Unordnung bereits gewohnt. Auch Unordnung hat ein System. Wer zu faul zum Denken oder Suchen ist, der räumt seine Bude auf. Aber ein echter Philosoph sieht nur im Chaos eine

Herausforderung! Und dieses Zimmer war die Krönung, der absolute Mercedes unter allen chaotischen Räumen, in denen ich vorher jemals gewesen war. Dabei hatte sich seit meinem letzten Besuch im Mai 2012 gar nicht so viel geändert. Die Möbel waren die alten, bloß das Bettgestell hatte sich verabschiedet und die zerlöchernte Matratze kahl auf dem Boden zurückgelassen. Zwischen Tür und Matratze sammelten sich so viele leere Bierflaschen, dass man den Holzboden kaum mehr sehen konnte. Abgerundet wurde der Anblick diesmal noch durch ein ganzes Sammelsurium an schmutzigem Geschirr und Krimskrams, der überall auf dem Boden verteilt lag. Wie ein Storch in seichem Teichwasser stakste ich zum Lehnstuhl, der neben dem Bett aus dem Durcheinander hervorragte; meine Füße suchten verzweifelt freie Fleckchen Diele und stießen dabei immer wieder an die Bierflaschen.

»Kannst dich auch auf die Matratze setzen, wenn du magst.«

»Ach, nein, das passt schon«, überspielte ich erfolgreich meine Bestürzung. »Ich setz' mich hierher.«

»Magst du was trinken?«, bot Freddy mir an, der noch lächelnd in der Zimmertür stand.

»Danke, gleich.«

Und als wären die Flaschen und der ganze Ramsch auf dem Boden nur Luft, tat er leichtfüßig drei Schritte und ließ sich gegenüber von mir auf die Matratze fallen.

»Ist das Bett irgendwie neu?«, fragte ich verwundert. Die Antwort darauf konnte ich mir eigentlich dem Zustand der Matratze gemäß ableiten.

»Nee, der Rahmen ist bloß zusammengekracht und steht jetzt im Keller. Und die Matratze hab ich zerschnitten. Mit denen hier.« Und er deutete auf die Messersammlung, die vor dem Regal auf einer kaputten Kiste thronte. Ich bedachte die schwarzen Exemplare mit einem höflichen Nicken.

»Mit dem hier wurde ich schon mal von den Bullen aufgegriffen«, erklärte er stolz und hielt mir ein Dolchartiges Instrument vor die Nase. »Liegt leicht in der Hand, ist demnach sehr praktisch. Man kann's auch in einer Scheide am Gürtel befestigen...«

Und er stellte mir mit leuchtenden Augen jedes einzelne Messer vor, deklinierte seine Funktionen und Legalitäten in anderen Nicht-EU-Ländern durch, und zwischendrin, wenn er Luft holte, ließ ich ein bewunderndes »Aha« ertönen. Um nett zu sein, und, weil ich wusste, dass er das brauchte. Ein wenig Anerkennung von einem Freund. Dabei kam mir die ganze Szene schon damals ziemlich paradox vor. Jeder, der Freddy kannte, wusste, dass er niemals einem anderen Lebewesen – außer sich selbst wohlgerne – auch nur ein Haar krümmen konnte. Er war der friedlichste Mensch, dem ich jemals begegnet war. Einmal hatte er mir gesagt, dass er sich mit den Messern sicherer fühle. Damals hatte ich die Gelegenheit verpasst, die entscheidende Frage zu stellen: Sicher, *wovor?*

»Ziemlich cool«, meinte ich nun zu der Messersammlung, ließ meinen Blick aber wieder auf die verstümmelte Matratze schweifen. Mit den dunkelroten Flecken, die tief in den weißen Stoff eingesickert waren, erinnerte sie mich an die Schlaflager der Fixer, die ich im Fernsehen bei Christiane F. gesehen hatte. *Schlafen kannst du noch, wenn du tot bist.*

»Wieso hast du dein Bett kaputt gemacht?«, wollte ich mit trockener Kehle wissen.

Freddy drehte sich eine Kippe. »Weiß nicht.« Dann schwieg er für einen Moment, und ich schämte mich innerlich schon für meine kreuzdumme Frage. Was erwartete ich denn als Antwort, oder besser: *Was wollte ich als Antwort hören?*

»Ich musste irgendetwas machen«, nuschelte er schließlich und steckte sich die Kippe zwischen die Lippen. »Um nicht durchzudrehen...« Die Flamme zuckte auf und färbte das eine Ende des Glimmstängels glühend rot. »Es stört dich doch nicht, dass ich hier rauche, oder?«

Ich schüttelte stumm den Kopf, hatte kaum zugehört.

»Meine Alten schon«, grinste er. »Aber solange die nicht da sind, geh ich nicht extra für jede Kippe auf'n Balkon. Da wird kurz bevor die wiederkommen mal ordentlich gelüftet, und dann geht der Mief aus dem Zimmer. Hat bisher immer irgendwie geklappt...«

»Wenn du meinst.«

»Doch, wirklich. Und wenn nicht, ach, scheiß drauf! Sollen die sich ruhig aufregen. Ist zwar nicht meine Bude, aber immerhin mein Zimmer. Ich hab einfach keinen Bock, jetzt aufzustehen. Und außerdem...« Er hielt kurz inne, weil er den Verdacht bekam, dass ich ihm nicht zuhörte. »Willst du mal meine Münzen aus dem Osten sehen?«

Ich nickte neugierig und er griff in das Regal an der Wand über der Matratze und beförderte eine handvoll silberner Münzen ans Tageslicht. »Die sind aus verschiedenen Ländern. Die hier ist aus Serbien, die aus Montenegro...«

»Cool«, sagte ich bewundernd und drehte das Geld zwischen meinen Fingern. »Hast du viele Münzen mitgebracht?«

»Schon. Ich hab auch Papiergeld«, und er kramte bereits nach seiner Brieftasche. »Von den Münzen kannst du gerne ein paar haben. Nur nicht von den Scheinen, die möchte ich behalten.«

»Du bist ja ordentlich rumgekommen«, bemerkte ich anerkennend und reichte ihm das Geld zurück.

»Wo genau warst du nun?«

Ich erinnere mich noch heute an das Lächeln, welches Freddys Wangen zierte. Es war ein stolzes Lächeln. Ein stolzes Lächeln, das sagte: *Ich zeige meinem kleinen Bruder die Welt!*

Was nun folgte, war ein sehr ausführlicher Bericht über seine Reisen in den wilden Osten. Bei Google Maps zeigte er mir die genaue Reiseroute quer durch den Balkan. Er erzählte mir von den vielen kalten, einsamen Nächten, die er unter Sternenklaarem Himmel zitternd und rauchend in seinem Schlafsack verbracht hatte, der nur einen winzigen Spalt offen stand, damit der Rauch der Zigarette abziehen konnte; er erzählte von den langen LKW-Fahrten und vor allen Dingen: Von den Menschen. Die vielen Menschen, die ihn aufgenommen hatten, ihm Essen und ein wenig Nettigkeit geschenkt hatten.

»Es gibt nämlich auch soziale Menschen da draußen«, hatte er zu mir gesagt und mir dabei zur Illustration seiner Geschichten Youtube-Videos von den kurvigen Straßen in verlassenen Teilen des Balkans gezeigt.

Ich war begeistert und kann es bis heute kaum fassen, dass er alleine so weit gereist ist. Schließlich kommt mir der Balkan wie ein anderes Universum vor.

»Das ist es auch«, sagte Freddy in einem verträumten Ton, den er oft unterbewusst verwendete, wenn er sich an etwas erinnerte. »Der ganze Osten ist eine Welt für sich.« Und er zündete sich eine neue »Ziggie« an (so nannte er seine selbstgedrehten, filterlosen schmalen Zigaretten).

»Und du bist der Experte«, kommentierte ich.

Er grinste. »Vielleicht.«

Eine kurze Stille setzte ein, in der jeder seinen Gedanken nachhing.

»Du, ich will nicht unhöflich sein«, brach ich schließlich etwas verklemmt das Schweigen. »Aber wie sieht's mit Klavierspielen aus? Darf ich?«

Kaum hatte ich es ausgesprochen, sprang der Gastgeber schon auf und räumte bereitwillig das schöne braune Klavier neben dem Fenster zum Hof frei. Ich hatte mich bereits bei unserem ersten Treffen Hals über Kopf in dieses Instrument verliebt. Es klang zwar bei jedem Besuch schrecklicher, da es sich immer mehr verstimmte, aber nichtsdestotrotz war es ein ganz herrliches Klavier! Und was ich am

meisten liebte, war, Freddy darauf vorzuspielen. Er war ein vorzüglicher Zuhörer. Es sollte eine lange Zeit dauern, bis mir das nächste Mal so ein Publikum vergönnt werden würde. Ich setzte mich also auf den schwarzen Hocker und fuhr mit den Fingern über die Klaviatur.

»Was soll ich spielen?«, fragte ich etwas schüchtern. Die Antwort war immer dieselbe.

»Ist egal. Ich mag alles, was du spielst, das weißt du doch«, sagte Freddy, der sich neben mich auf eine Kiste gesetzt hatte und sich mit den Ellenbogen auf die Knie gestützt bereits auf die musikalische Reise vorbereitete.

Ich ließ ihn nicht lange warten und spielte, was mir gerade in diesem Moment in den Sinn kam. Ein banales Liebeslied. Die ersten noch zaghaften Töne erklangen und füllten die Stille des Zimmers. Harmonie drang in jeden Winkel, und die Musik legte sich auf unsere Ohren und machte uns für einen Moment taub für diese Welt. Wenn ich alleine bin und nur für mich spiele, dann versinke ich in meiner Musik wie in einem tiefen Sumpf. Doch an jenem Tag, da ich einen Zuhörer hatte, konzentrierte ich mich auf den Text, die Akkordabfolge, den Klavierlauf der rechten Hand und auf meine eigenen Gefühle. Ab und an schielte ich hinüber zu meinem Zuhörer. Freddy saß völlig ruhig neben mir wie in Trance; ich bezweifelte sogar, dass er atmete. Nach dem ersten Song zierte wieder ein Lächeln seine Wangen. Diesmal war es ein gerührtes Lächeln.

»Schön«, hauchte er. Es klang fast traurig. »Du spielst so schön, Johnny.«

»Danke sehr«, sagte ich artig und fühlte mich insgeheim unglaublich geehrt. »Es bedeutet mir viel, wenn du sagst, dass dir meine Musik gefällt. Weißt du, sie besteht nur aus Gefühlen und Erinnerungen.«

»Ich weiß«, sagte Freddy mit ruhiger, klarer Stimme. »Wenn ich dich spielen höre, dann kann ich träumen. Dann bin ich ganz ruhig. Es gibt keine Probleme. Es ist so, als würde ich diese Welt für einen Moment verlassen.«

»Und das ist gut, nehme ich an?«

»Ja.« Er hielt kurz inne mit seiner Gefühlsbeschreibung. Ich nutzte diesen Moment und stimmte ein anderes Lied an.

Ich weiß leider nicht mehr, welche Lieder ich spielte, da es mehr als ein halbes Dutzend an diesem Nachmittag waren. Als krönender Abschluss erfolgte meine bescheidene Version von Supertramps *Crime Of The Century*. Hierfür haute ich noch einmal richtig in die Tasten, holte alles aus dem alten, aber für mich in gewisser Weise majestätisch klingenden Klavier, heraus. Den Text dazu schrie ich fast, es klang wie ein Gebet im stärksten Sturm: »*Now they're planning the crime of the century. Well, what will it be?*«

Ich sah durch meinem eigenen Schwall an Gefühlen hindurch Freddy, der neben mir hockte und mit blasser Miene seinen mageren Oberkörper im tragenden Takt der Musik ganz leicht vor und zurück schwenkte wie ein Metronom. Ich sah, dass er leicht zitterte und sein Gesicht war völlig dieser Welt entrückt. Plötzlich bekam ich Angst. Ein leichter Grusel durchfuhr mich und ließ mein Herz heftig gegen den Brustkorb pochen. Ich sah, wie Freddys geschlossene Augenlider hinter den Brillengläsern zuckten. Wenn ich mich heute an diesen einen Moment zurückerinnere, verspüre ich dieselbe Angst wie damals. *Kann man einen Menschen mit Musik am Leben erhalten?*

Als der letzte Ton verhallt war und ich mich mit schwitzigen Fingern und immer noch in Ekstase auf meinem Hocker zurücklehnte, wartete ich gespannt auf eine Reaktion Freddys. Ich erinnere mich, wie sich zuerst die Falten auf seiner Stirn glätteten, er zweimal tief durchatmete, dann seine Augen öffnete

und mich anschaute. Unsere Blicke trafen sich für wenige Sekunden. In seinen Augen ging eine ganze Welt auf. Das Fenster zur Seele, zu seinem sternbevölkerten inneren Nachthimmel schien einen Spalt weit geöffnet und gab ein Stück pechschwarze Unendlichkeit frei. Ich war schockiert, denn so etwas hatte ich noch nie gesehen. Normalerweise war Freddy ein Meister der Maskerade. Er verbarg seine Verletzlichkeit hinter schier unbegrenztem Wissen über die Dinge, die ihn interessierten (was so ziemlich alles war), polemischem Sarkasmus und ellenlangen Tiraden über die Probleme der Welt. So kannten ihn wohl die meisten Menschen. Dass es eine andere Seite – einen anderen Freddy – gab, wusste ich schon lange. Er vertraute mir mehr, als es mir damals lieb war. Vertrauen heißt Verantwortung.

»Danke«, murmelte er mit kaum hörbarer Stimme und senkte für einen Moment den Kopf. Ich war wie erstarrt, konnte mich kaum rühren. Als er seinen Blick wieder hob und ich den Sternenhimmel in seinen Augen sah, bemerkte ich noch etwas anderes. Das untere Lid war ganz rot geworden und das Auge darüber versank hinter einer salzwässrigen Schicht.

»Ich denke, das war's«, sagte ich verwirrt und klappte den Tastenschutz vorsichtig aber bestimmt herunter. Ich hatte ein ganz mieses Gewissen; ich wollte nicht, dass er weinte. Aus heutiger Sicht betrachtet, habe ich damit in diesem einen Moment meinen ganz persönlichen Teil zum *Crime of the Century* beigetragen. Denn wer so lange Zeit nicht weinen kann, der empfindet jede salzige Träne wie eine schreckliche schmerzhaftige Erlösung. Und Freddy konnte, meines Wissens nach, nicht weinen. Trotzdem beendete ich die Szene, in dem ich mich vom Klavier wegdrehte und ein gequältes Lächeln aufsetzte. Freddy verstand das Signal und stand auf, um sich eine Zigarette zu drehen.

»Kannst du eigentlich mittlerweile Noten lesen?«, fragte er, ohne sich nach mir umzudrehen. Ich schüttelte stumm den Kopf, während er in seinem Chaos nach dem Tabak suchte. »Ich habe noch irgendwo die ganzen Notenblätter aus der Klavierschule. Die würde ich dir gerne schenken.« Und bevor ich mich dazu äußern konnte, zündete er sich die nächste Kippe an, bahnte sich einen Weg zum Kleiderschrank und brachte eine schwere Kiste zum Vorschein. Darin befanden sich ein ganzer Stapel bunter Mappen und Hefte – voller Musiknoten.

Wir gingen jede einzelne Sammlung aufmerksam durch. Freddy erzählte mir von seiner Klavierlehrerin, die er wirklich gern gehabt hatte, und von den Konzerten in seiner Kindheit. Zwischen den Noten fanden sich über die Jahre leicht zerkrumelte Zettel; Konzertankündigungen. In der Liste der Musiker befand sich jedes Mal auch ein gewisser »Frederick Moll«.

»Ich wusste gar nicht, dass du so viele Konzerte gespielt hast«, merkte ich erstaunt an. »Du hast mir nie davon erzählt.«

Manche Heftchen zierten hübsche, bunte Vögel und Blumen, Bäume und Regenbögen. »Die hat meine Mutter gemalt«, erklärte Freddy mit einem nostalgischen Lächeln. »Ich habe nur für sie gespielt.«

»Ich kann es nicht verstehen«, sagte ich kopfschüttelnd. »Wieso hast du bloß aufgehört zu spielen? Du liebst doch Musik so sehr wie ich...«

Freddy nahm einen tiefen Zug an der Selbstgedrehten. »Tja. Der Druck. Ich hatte irgendwann einfach die Schnauze voll. Es macht keinen Sinn, wenn man nur spielt, um jemandem zu gefallen.« Das war alles, was er mir als Erklärung bot. Dann wechselte er das Thema. »Kennst du Chopin?«

Ich überlegte kurz. »Glaube schon.«

»Der hat eine Nocturne komponiert, die mir besonders gefällt und die ich auch oft gespielt habe. Die muss hier irgendwo in den Noten enthalten sein.«

Und wir durchpflügten den gesamten Stapel, und wurden schließlich sogar fündig.

Frederic Chopins Nocturne Nr. 20 in Cis-Moll.

»Hör sie dir zu Hause an«, riet mir Freddy. »Und vielleicht spielst du sie mir irgendwann einmal vor?«

Ich konnte mir nun doch ein Lächeln nicht verkneifen. »Klar doch. Wird nur ein halbes Jahrhundert dauern, bis ich so etwas Anspruchsvolles drauf haben werde...«

Und ich legte das Notenblatt zurück in eine der Mappen. Dabei bemerkte ich einen weißen Zettel, der aus dem Wirrwarr an Papieren herausragte und scheinbar keine Noten enthielt.

»Was ist das?«, fragte ich neugierig.

Freddy fischte den Zettel heraus und überflog die Zeilen des schreibmaschinenge Tipp ten Textes. Ich sah, wie er für einen Moment den Atem anhielt, und die Fassade wieder zu bröckeln drohte. Doch die Maske saß so fest wie eh und je.

»Ach, das«, sagte er und setzte sogar ein schiefes Grinsen auf. »Das ist der Brief, den ich damals auf'm Gymnasium an die Stufenkordinatorin schreiben musste.«

Ich hätte jetzt fragen müssen: »Wieso?« Aber aus einem mir heute schleierhaften Grund nickte ich nur stumm. Er hatte mir gegenüber »den Vorfall« auf seiner alten Schule schon mehrfach knapp umrissen.

Allerdings so knapp, dass ich mich heute beim besten Willen nicht mehr erinnere, welche Informationen ich nun von ihm und welche ich von seinen Eltern erhalten hatte. Ich werde auf Grund dieser Gedächtnislücken dieses Thema hier nicht weiter ausführen. Schließlich habe ich uns beiden geschworen, meinem Freund kein Unrecht zu tun, und ihm keine Sätze anzudichten, die er mir gegenüber so nicht geäußert hat. Sicher ist nur, dass Freddy bis zu diesem letzten Treffen kaum über jene Geschehnisse im April 2009 sprach – und sich nun plötzlich, als er diesen von ihm verfassten »Entschuldigungsbrief« in den Händen hielt, ganz zaghaft ein Stück weit öffnete und mich in den groben Handlungsverlauf einweihte.

Doch mir gefiel schon damals nicht die Art, wie er sprach. Was er sagte und wie er die einzelnen Sätze bildete, hatte den unheimlichen Beigeschmack einer letzten Offenbarung. So, als resümierte er an diesem Tag sein Leben vor mir. Wir hatten schon in den Wochen und Monaten zuvor deutlich häufiger über diese »ernsten Themen« gesprochen. Vielleicht war bei einem dieser Gespräche »der Vorfall 2009« seinerseits angerissen worden. Bei unseren langen, nächtlichen Telefonaten, die immer damit endeten, dass ich völlig entkräftet um drei Uhr morgens einem quengelnden Freddy »Gute Nacht« sagte und dann auflegte, hatte er mir so viel über sich erzählt, dass ich zu jedem einzelnen Telefonat ein ganzes Buch hätte schreiben können. Doch im Endeffekt war von seiner Gefühlsoffenbarung und den unzähligen Hintergrundinfos, die er mir oft in rasendem Sprechtempo zu Teil werden ließ, weniger als nötig am anderen Ende der Leitung angekommen. Das lag an gänzlicher Überforderung und der unsäglichen Anstrengung meinerseits, ihn nicht zu verletzen; lieber gar nichts sagen, als etwas Falsches. Ich hatte mir vor allen Dingen in jenem Sommer eingebildet, dass es nicht so tragisch war, dass mein verständnisvolles Zuhören ausreichen sollte. Schließlich erfüllte ich als Zuhörer mindestens einen Nutzen: Freddy konnte reden. Sich »die ganze Scheiße von der Seele reden«, wie er es nannte. Und das brauchte er vermutlich, trotz der allwöchentlichen Psychologen-besuche.

Schon damals machte er, ob bewusst oder nicht, die Einteilung in ein Leben »vor« und »nach« den alles verändernden Ereignissen des Jahres 2009. Wobei er immer wieder betonte, dass er schon als Kind fest davon überzeugt gewesen wäre, dass mit ihm etwas ganz und gar nicht stimmen musste. Ich versuchte mir krampfhaft, einen kleinen etwa zehnjährigen Frederick vorzustellen, der an sich und der Welt zweifelt, doch ich hielt es nur schwer aus. Zu groß war die Nähe zur nicht gerade unbeschwerten

eigenen Kindheit und Jugend. Zum einen fand ich den Gedanken daran als ziemlich unangenehm und störend, zum anderen wollte ich mir nicht die über die Jahre selbst erträumte, tröstende Illusion nehmen lassen, dass Frederick, der kleine begabte Klavierspieler und Bücherwurm, vielleicht anders gewesen war als in meiner wagen Vorstellung.

»Und seit wann fühlst du dich so...schlecht?«, fragte ich zart und vorsichtig. Ich war gewissermaßen erschrocken von seiner gnadenlosen Selbstreflexion, die es bei keinem Treffen in den Jahren zuvor in dieser Art gegeben hatte. Also beschloss ich an jenem Tag endlich, aus der Rolle des Zuhörers in die Rolle eines Gesprächspartners zu schlüpfen.

Er hatte sich mittlerweile wieder auf seine Matratze gepflanzt und sich mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, während ich neben ihm im Lehnstuhl saß.

»Ich weiß nicht«, sagte er nachdenklich. »Ich glaube schon davor.« Dann sagte er eine ganze Weile nichts mehr. Er sah so schrecklich verlassen aus. Ich verspürte wie so oft den Drang, ihn aufzumuntern. Doch wie?

»Ich verstehe dich«, sagte ich und versuchte, ihn anzulächeln. »Mir ging es oft genauso.«

Doch Freddy schaute mich nicht an, sondern nippte an einer undefinierbaren Flüssigkeit aus einer dreckigen Tasse und drehte sich dann eine neue Kippe. Schätzungsweise die Fünfte seit meiner Ankunft. »Einmal war ich mit meinen Alten im Urlaub«, sagte er mit einer Stimme, die sich anhörte, als käme sie aus einem Traum. »Ich weiß nicht mehr genau, wie alt ich damals war. Vielleicht elf oder zwölf... eher elf. Jedenfalls wachte ich eines Nachts auf und konnte nicht mehr einschlafen, weil ich die ganze Zeit nachdenken musste. Über den Tod. Über meinen Tod.« Und er ließ eine kleine Flamme vor seinem Gesicht aufzucken und hielt das eine Ende der Zigarette hinein. »Ist das seltsam?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Nein, ich denke nicht.« Obwohl ich es nicht wusste. Aber gar nichts zu sagen wäre wahrscheinlich noch schlimmer gewesen. »Du bist nicht seltsam, Freddy. Denk das doch nicht die ganze Zeit! Du bist höchstens ein bisschen durchgeknallt. Aber wer ist das nicht?«

Ich erntete immerhin ein bitteres Schmunzeln. »Willst du was trinken? Oder hast du Hunger?«, fragte er schließlich freundlich und signalisierte mir somit, dass er eine Pause brauchte.

Ich lächelte dankbar. »Beides.«

»Dann komm mit in die Küche.« Und ehe er auch nur die eine Zigarette zu Ende geraucht hatte, stand er auf und bahnte sich seinen Weg durch den Müll.

»Rauch erstmal zu Ende, Freddy.«

»Ach was!«

»Nein, wirklich«, versetzte ich und stand etwas wackelig auf. »Bleib hier und rauch noch die eine Ziggie zu Ende. Ich geh kurz mal auf's Klo, wir treffen uns in der Küche.«

Und während ich ihm Bad versuchte, die dicken Bluttröpfchen auf der Waschbeckenarmatur zu ignorieren, hörte ich ein heiteres Kramen und Rascheln aus der kleinen Küche. Da war er, der gute alte Freddy.

»Tee oder Kaffee?«, fragte er mich, als ich vorsichtig zu ihm getapst kam und meinen Blick mit gerunzelter Stirn über die Berge von dreckigem Geschirr schweifen ließ. Die Essensreste in manchen Pfannen sahen fast antik aus. Die Hausfrau in mir fiel aus allen Wolken...

»Tee am liebsten«, nuschelte ich und lehnte mich gegen die Wand. »Haste die Küche ganz allein so versaut? Rispetto, das ist echt'ne Leistung!«

Er machte nur eine wegwerfende Handbewegung. »Ist doch egal.«

»Soll ich dir helfen, hier aufzuräumen? Ich kann gerne ein wenig spülen. Ist kein Problem...«

»Nein, nein, das können meine Alten machen. Ich hab noch deinen Chai, den du so gern trinkst.« Und er hielt mir wieder mit schüchternem Lächeln das duftende Teetütchen vor die Nase. Ich nahm es grinsend entgegen, senkte den Blick und tunkte es wortlos in das heiße Wasser. Es war die durchsichtige Teetasse seiner Mutter. Man konnte beobachten, wie sich die Flüssigkeit langsam und gleichmäßig braun färbte.

»Was hältst du davon, wenn wir uns jetzt erstmal was zu Futtern machen?«, schlug der Hausherr fröhlich vor.

»Au ja, bitte! Am liebsten was Warmes.«

»Das sowieso. Wir müssen allerdings gucken, was überhaupt noch da ist...« Und er öffnete den Kühlschrank und begutachtete kritisch sämtliche Lebensmittel. »Gemüse ist keins mehr da. Nur noch ein paar Erbsen und Spinat.«

»Spinat ess' ich besonders gern. Was ist mit Kartoffeln? Dann können wir uns welche braten, und dazu vielleicht ein paar Eier?« Ich kannte mich erstaunlich gut in der Küche der Eltern aus, obwohl ich das letzte Mal vor über einem Jahr hier gewesen war. Trotzdem fühlte ich mich gleich wieder heimisch.

»Hört sich gut an.« Und er verstummte einen Moment und betrachtete nachdenklich den Beutel Kartoffeln unter dem Herd.

Ich nutzte die Gelegenheit, um mich ganz meinem brühwarmen Tee zu widmen. (Den Chai, so erfuhr ich später, trank im Hause Moll sonst keiner außer mir.)

»John?«

Ich blickte auf, in das vor Freude ganz verzehrte Gesicht von Freddy. Die dunklen, schiefen Augen waren nur noch schmale Schlitze, das spitze Lächeln erstrahlte auf seinen farblosen Wangen wie eine soeben erblühte Rose.

»Es ist so schön, dass du da bist«, presste er heraus. »Ich freu mich ja so!«

»Ja, ich freu mich doch auch, Freddy.«

Wenn ich jetzt an diesen einen Moment in der Küche zurückdenke, an seine stürmische, fast verzweifelte Freude, dann krümmt sich mir das Herz in der Brust zusammen vor Kummer. Er lachte und umarmte mich, und drückte mich so fest an sich, dass ich das Gefühl hatte, jede einzelne Rippe unter seiner blassen Haut zu spüren. Und somit, obwohl er einen ganzen Kopf größer war als ich, kam er mir viel zerbrechlicher vor. Wie ein Zweig im Wind. Ich mutmaßte, dass der ganze Alkohol, den er an diesem Tag bereits intus hatte, ihm wohl den Mut zu solch einer Geste gegeben hatte.

Denn er wusste nur zu gut, dass ich damals noch äußerst empfindlich auf die körperliche Nähe anderer Menschen reagierte und sie ziemlich unangenehm empfand. Und Freddy war, als ich ihn mit sechzehn Jahren kennenlernte, vermutlich der einzige, der das respektierte. Ich erinnere mich, wie er mich früher sogar vor den Menschenmassen in der überfüllten U-Bahn zu schützen versuchte und sich, statt der von mir abgelehnten Begrüßungsumarmung, einen Handschlag überlegte, der einzig und allein uns gehörte. Die »Freddy-Doppel-Faust«. Ja, Freddy hatte immer alle meine Schrullen und Neurosen akzeptiert. Vielleicht, weil er mich nicht als Freund verlieren wollte. Vielleicht, weil er mich als Person respektierte und achtete. Ich konnte in jenem Moment nicht anders, als seine Umarmung zuzulassen. Es war einfach nur schön. So schön, ihn glücklich zu sehen.

»Sorry«, murmelte er dann doch etwas verlegen, als er mich nach einer Zeit wieder freigab. »Wenn ich angetrunken bin, werd' ich immer sentimental...«

Ich schüttelte den Kopf und lachte. »Ach was, merkt man kaum...« Und um eine peinliche Stille zu vermeiden fügte ich hinzu: »Was ist mit Musik?«

»Gute Idee!« Und er hüpfte gleich wieder durch den Flur und in sein Zimmer. »Ich muss dir ein paar geniale Songs zeigen.«

Kochen mit Freddy. Eine Herausforderung. Während ich gleichzeitig versuchte, mich mit dem Uraltmodell von Herd anzufreunden und heimlich die Küche doch ein wenig aufzuräumen – ohne das Freddy es merkte – saß dieser immer noch in Unterwäsche am Küchentisch und schälte laut singend die Kartoffeln. Den Laptop hatten wir kurzerhand auf den kleinen Ofen neben dem Kühlschrank gestellt, und die kratzige Musik, die aus den Lautsprechern quoll, füllte die ganze Küche. Dann und wann sprang Freddy aufgeregt von seinem Platz auf und suchte seine Playlists nach Songs ab, die er mir unbedingt zeigen musste. Es war ein schillernder Mix aus allen Musikrichtungen, die uns in den Sinn kamen; ein gigantisches Spektrum, das von Supertramp über die Beatles und fidelen Skapunk bis zur Hymne der Sowjetunion reichte. *Du meine Güte*, hatte ich in diesem Moment gedacht, *er tut ja gerade mal so, als ob wir uns heute das letzte Mal sehen würden...*

»Den kennst du, sag mir nicht, dass du den nicht kennst! Das is'n Klassiker«, meinte er und schmiss den *Rauch-Haus-Song* von Ton, Steine, Scherben an.

»Stimmt, den hast du mir mal geschickt, vor ein paar Wochen, in 'ner E-Mail...«

Doch er hörte mir nicht zu, sondern hüpfte wie ein Gummiball auf und ab zu der Musik und trällerte den ganzen Text herunter; den ganzen Text, ohne Fehler. Ich sah die Freude, die von ihm ausging, spürte die Energie, den Elan – und musste lachen, bis mir die Luft wegblieb.

Er fasste mich bei den Schultern: »Los, sing mit!«

Nun, als Singen konnte man das nicht mehr bezeichnen. Es war eher eine Art Kriegsgeheul.

Und wir schreien's laut: „Ihr kriegt uns hier nicht raus! Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus!“

Den *Rauch-Haus-Song* habe ich an diesem Tag das letzte Mal gehört. In meinem Kopf singt nicht Rio den Text, sondern Freddy. Und das soll so bleiben.

Das Abendessen genossen wir in alter Tradition mit Musik, Sekt und Kerzen. Ein sentimentaler Quatsch, den irgendwann einmal irgendeiner von uns begonnen hatte. Wahrscheinlich er.

»Weißt du noch unser *Candle-Light-Dinner 2012?*«, fragte ich und stocherte in meinem angebrannten Spinat herum.

Freddy grinste spitz. »Na, wie kann ich das vergessen? Damals hast du nur Orangensaft getrunken, und ich die ganze Flasche Sekt auf Ex. Das waren Zeiten.«

Und wir verloren uns für einen Moment in wohlthuender Nostalgie. Allerdings bemerkte ich schon, wie er ein wenig zurückhaltender wurde; ganz besonders im Hinblick auf unseren Sommer in der Kinder- und Jugendpsychiatrie 2010. Gerade das bedrückte mich ein wenig, denn schließlich war der große Freddy derjenige gewesen, der den Schlachtruf »Klapsenkinder sind die Besten!« salonfähig gemacht hatte. Vielleicht fühlte ich mich ein wenig in unseren Idealen verraten. Vielleicht wollte ich nicht verstehen, dass sich die Zeiten geändert hatten. Dass die Helden von damals zu dieser Zeit, auf dieser Welt, nichts mehr bedeuteten.

»Wie findest du diesen Song?«, riss mich Freddy aus meinen Grübeleien. »*Sprzedawcy marzeń*. Den habe ich dir doch auch schon mal gezeigt, oder?«

»Ja«, erinnerte ich mich. »Das ist dieser eine Polnische, den ich so schön finde, besonders den Akkordwechsel im Refrain! Aber, was heißt der Titel auf Deutsch?«

»Wörtlich heißt es so viel wie *Traumverkäufer*. Ich kann auch dazu singen«, ereiferte er sich und gab mir sogleich eine Kostprobe. Es hörte sich so speziell an, dass ich beim besten Willen kein Urteil fällen konnte. Die Strophen sang er etwas zu tief, und im Refrain war er vergebens bemüht, die hohe Stimme des Sängers zu imitieren. Es klang ungeschönt gesagt ziemlich schief. Aber Freddys Interpretation hatte so eine große, fantastische Portion an Emotionen, dass es dem Zuhörer die Sprache verschlug. Als der letzte Ton sich in der kleinen Küche verloren hatte, herrschte für wenige Momente eine eigenartige Stille.

»Sei ganz ehrlich, John«, nuschelte Freddy plötzlich mit ruhiger, leiser Stimme. »Findest du, dass ich singen kann?«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was ich dazu sagen sollte. Noch nie hatte mich jemand diesbezüglich nach meiner unmaßgeblichen Meinung gefragt. Schon gar nicht er. Ich versuchte, der Frage auszuweichen und sagte ihm, das könne ich nicht beurteilen nach einem Song. Doch er ließ nicht locker. »Hör's dir noch mal an. Du kannst auch mitsingen.«

Und wieder verblüffte mein Freund mich. Er hatte offensichtlich in diesem Moment beschlossen, geflissentlich zu ignorieren, dass ich keinerlei Kenntnisse in seiner zweiten Muttersprache Polnisch vorweisen konnte.

»Sing den Refrain mit, John!« Und er formte mit seinem Mund überdeutlich die einzelnen Silben und versuchte, sie so klar wie möglich auszusprechen. Ich gab wirklich mein Bestes – was qualitativ nicht sehr viel war – doch reichte es, um ihm eine Freude zu machen. Beim Refrain schloss Freddy seine Augen und hob die Stimme nahtlos an, ganz sanft wie ein aufsteigender Zeppelin. Seine langen Finger tippten schwungvoll im Takt des *Traumverkäufers* auf dem Holztisch. Es war ein Rollentausch; ich war nun das Publikum, er der Musiker.

»Du singst das schön«, sagte ich entschlossen. »Doch, wirklich! Mir gefällt, wie du deine Emotionen darin zum Ausdruck bringst. Dadurch hauchst du dem Song erst Leben ein. Das gefällt mir.«

Freddy grinste verlegen. »Danke. Weißt du, es ist mein Lieblingslied. Denn es sagt die Wahrheit.«

»Und was ist die Wahrheit?«

Er schaute aus dem Fenster, sah vielleicht, wie die Vögel am Himmel vorbeizogen und der leichte Sommerwind die Äste vorm Fenster bewegte. »Die Wahrheit ist«, sagte er dann, als spräche er zu sich selbst, »dass du ständig angelogen wirst. Von der Gesellschaft, vom Fernsehen, von den Menschen. Sie sagen dir immer, dass die Welt bunt ist und du alles haben kannst. Allerdings stimmt das nur, wenn du nach ihrer Pfeife tanzt und dich anpasst. Und das checken die meisten Leute nicht! Du weißt, dass ich ein Idealist bin, und dass es vielleicht gerade das ist, was mich unglücklich macht. Doch sie sehen Ideale in einem, die man nicht erfüllen kann. Und dagegen kann man nichts tun. Man wird einfach weitergetrieben. Bis am Ende nichts mehr bleibt.«

»Ist es das, was der Song dir sagt?«, fragte ich berührt von so viel Tiefsinnigkeit und erschrocken über seinen gnadenlosen Determinismus.

»Ja, ich denke schon.« Sein Blick galt immer noch der Welt vorm Fenster. Ich konnte die Wolken und den Himmel in seinen Brillengläsern gespiegelt sehen. »Ich kann mich mit dem Lied identifizieren.«

»Es ist wirklich wunderschön.«

»Und melancholisch.«

»Naja«, fügte ich nachdenklich hinzu. »Ich denke, die meisten schönen Lieder sind auf ihre Weise melancholisch.«

»Das kann sein.« In seinem Lächeln lag Kummer. »Danke, dass du bei mir bist, John.«

Ich versuchte, so gut wie möglich zurück zu lächeln. Doch spürte ich plötzlich, wie dieses Lächeln mein unterdrücktes schlechtes Gewissen und die situationsbedingte Hilflosigkeit aufscheuchte wie einen Schwarm Tauben. Freddy ging es sichtlich schlechter, mit jedem Tag und jedem Telefonat machte sich das bemerkbarer. Jetzt war ich vielleicht bei ihm, doch wie oft war ich das in der Zeit unserer Freundschaft nicht gewesen? Und wieso hatte ich ihn immer wieder versetzt, in der bangen Hoffnung, er würde es schon hinnehmen, und unsere Kameradschaft würde ewig andauern?

Diese Fragen stellte ich mir genau in diesem Moment, in dem Freddy mich anlächelte, voller Verzweiflung, voller Kummer. Voller Zuneigung und voller Dankbarkeit.

»Natürlich«, hatte ich in diesem Moment noch hervorgepresst. »Du bist doch schließlich meine große Schwester.«

Das Lächeln weitete sich zu einem ironischen Grinsen. »Alles klar, John. Ich geh' jetzt auf den Balkon eine Rauchen, kommste mit?«

Ich nickte, dankbar, und folgte ihm.

Für die nächsten Stunden klarte der Himmel auf. Die Sonne drängte die Wolken beiseite und ergoss ihre Wärme und Helligkeit über die Stadt und zwei Freunde, die einfach nur (ausnahmsweise) einen schönen Tag erleben wollten. Und nun konnten. Als Freddy und ich gegen halb acht die Straße zum Supermarkt hinunterschlenderten, um dort einen neuen Kasten Bier und sonstige »Notwendigkeiten« zu besorgen, dachte ich für einen Moment: »Jetzt wird alles besser.«

»Mir geht es gut heute. Besser«, sagte er, als wir nicht allzu ehrfürchtig und anständig am Polizeirevier vorbeizogen. »Ich glaube, du hast mir wieder mein Leben gerettet.«

Ich lachte. »Das wievielte Mal ist das jetzt schon?«

»Ich weiß. Diesmal aber wirklich.« Das klang fast beschämt.

»Ich habe eine Idee«, schlug ich vor. »Das nächste Mal, wenn wir das Halbe Dutzend voll haben, lädst du mich einfach zu einer Riesenportion Eis ein, okay?«

Die Riesenportion Eis bekam ich allerdings schon nachdem wir, deutlich später als geplant (so ein Kasten Bier trägt sich nicht von allein), wieder in der Römerstr. 75 eintrafen. Mittlerweile ging es schon stramm auf halb zehn Uhr zu, und ich begann, mir ein wenig Sorgen um meine Heimreise zu machen. Aus »ein wenig« wurde dann im Minutentakt eine immer weiter anschwellende Nervosität. Dementsprechend bekam ich von dem Stück Kuchen mit einem doppelten Schlag Vanilleeis kaum etwas herunter.

»Übernachte doch einfach hier«, schlug Freddy vor. Ihn nervte meine Neurose unglaublich, doch er gab sich sichtlich Mühe, es nicht zu zeigen und Contenance zu bewahren.

»Nein, das geht auf keinen Fall«, versetzte ich sofort. »Ich habe morgen viel zu tun und kann mir eine Nacht ohne Schlaf nicht erlauben.«

»Ich kann dir im Wohnzimmer ein Bett bereitmachen. Und morgen kannst du, bevor du nach Hause fährst, duschen und dich frisch machen. Ist alles kein Problem.«

Ich dachte nicht eine Sekunde nach, hörte mir sein Angebot nicht einmal richtig an. »Nein, sorry. Lieber nicht. Ich würd' lieber nach Hause.«

Freddy war enttäuscht, natürlich. »Eigentlich hast du mir am Telefon versprochen, dass du was länger bleibst«, merkte er noch relativ ruhig an. »Und jetzt willst du trotzdem schon gehen.«

Ich versuchte, mich aus der Affäre zu ziehen. »Ja, aber ich habe dir auch gesagt, dass ich vielleicht am nächsten Tag etwas zu tun haben würde.«

»Und was hast du zu tun?«

Scheiße! Was soll ich ihm jetzt sagen? Dass ich wieder überfordert bin? Dass ich eine Pause brauche, um nachzudenken?

»Du triffst dich morgen mit deinem Freund, der nie anruft und sich nicht um dich kümmert«, sagte Freddy und schaute mit glasigen Augen auf den stumm geschalteten Fernseher, auf dem gerade Spongebob Schwammkopf lief. »Ich weiß schon. Der ist dir wichtiger als ich.«

Ich schluckte und war sprachlos. Und hatte dem nichts mehr hinzuzufügen. In diesem Moment, an diesem Tag, zu dieser Zeit war es wohl die Wahrheit. Eine von mir konstruierte und über alles gestellte Wahrheit, die Freddy nun ungeschönt aussprach und die mir von diesem Moment an keinen Schutz, sondern nichts als Schmerz bereitete. Der semireal existierende Freund. Die Seifenblase sollte platzen.

»Wann kommt denn die nächste Linie 16?«, fragte ich mit belegter Stimme.

»Wenn du die um kurz nach elf nimmst, bist du um halb zwölf am Hauptbahnhof und kriegst noch den Zug nach Hause.«

Wir schwiegen eine Weile. Der Fernseher flackerte in den grellsten Farben und warf bunte Bilder in den schwarz-weißen Raum.

»Du, Freddy?«, fasste ich all meinen Feiglings-Mut zusammen. »Bist du jetzt böse auf mich?«

Er zog die Stirn in Falten. »Nein. Ich bin nur etwas enttäuscht. Du hast es mir versprochen.«

Ich wartete mit meiner Antwort, bis sich unsere Blicke trafen. »Es tut mir auch Leid. Aber ich kann nicht anders.«

Vielleicht erkannte er meine Hilflosigkeit. Mein Gefangensein in der Gegenwart. Vielleicht. Denn alles, was er darauf sagte, war: »Schon gut. Nächstes Mal aber bleibst du über Nacht, okay?«

Ich nickte erleichtert. »Versprochen.« In diesem Moment war ich fester denn je davon überzeugt, dass es nach meinem Urlaub, nach den vier Wochen einsamer Ferienhölle, ein nächstes Mal geben würde. Todsicher.

Als die Linie 16 mit grober Verspätung langsam an den kleinen, von Pendlern und Jugendlichen bevölkerten Bahnsteig heranrollte, hieß es Abschied zu nehmen. Während ich nur schnellst möglich nach Hause wollte, überfordert von den emotionalen Grenzüberschreitungen des Tages, stand Freddy ruhig neben mir und spielte an einem losen Faden seines schwarz-rot gestreiften Lieblingspullovers. Der Pullover, in dem er anderthalb Monate später in seiner letzten Nacht auf dem Neumarkt sitzen sollte, den Kanister mit Benzin in der Tasche neben sich.

»Ruf mich die Tage an«, sagte er. »Dann können wir klären, wann wir uns nächste Woche treffen. Ich möchte dich noch einmal sehen, bevor du in den Urlaub fährst.«

Ich nickte halbherzig. »Ja, ja, mach ich. Das passt schon alles irgendwie.«

Die Straßenbahn hielt, die Türen öffneten sich mit einem Ruck, und die genervten Passagiere stiegen hektisch ein. Ich wollte ihnen folgen, da spürte ich eine Hand an meinem linken Arm. Freddy hielt mich noch für ein paar Sekunden auf, wollte seinen »kleinen, designierten Bruder« noch nicht der neonlichternen Nacht übergeben.

»Mach's gut, John«, sagte er und nahm mich – ein allerletztes Mal – fest in den Arm. Ich versuchte mich wie ein Wurm am Angelhaken aus der Umarmung herauszuwinden, aus Angst, die verdammte Bahn könnte ohne mich davonrauschen. »Ich hab dich lieb.«

»Ich dich auch«, murrte ich etwas gehetzt. »Bis nächstes Mal!«

Und noch bevor die Bahn ein zweites Mal ihre klapprigen Türen schließen konnte, gelang es mir, mich zu befreien und doch noch rechtzeitig in das Abteil zu huschen. Die Bahn schloss die Türen. Der Motor lief an. Ich stellte mich direkt an die Tür und winkte noch einmal mit einem nun doch gutmütigen Lächeln dem zurückgelassenen Freund. Er winkte zurück, lächelte ein letztes Mal für mich. Der Blickkontakt wurde allerdings jäh unterbrochen, an den Grund erinnere ich mich heute nicht mehr. Vielleicht hatte sich ein Passagier ohne Sitzplatz grob an mir vorbeigedrängt, und so meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich verlor Freddy aus den Augen. Ich dachte nur noch an mein Zimmer, mein warmes, weiches Bett und erlösenden tiefen Schlaf. Und an morgen. Und an den Urlaub. Und an die Zukunft.

Dann fuhr die Bahn an. Langsam, Meter für Meter entfernte sie sich vom Bahnsteig. Das Dröhnen der Motoren und Rütteln der Fensterscheiben mischte sich in meinen Ohren mit den Doors, die aus meinen Kopfhörern sickerten. *This is the end, beautiful friend...*

Im Vorbeifahren sah ich für wenige Sekunden durch die zerkratzten Fenster der Straßenbahn noch einmal die große, hagere, schwarz-rot gestreifte Gestalt mit den langen dunklen Haaren, die nun langsamen Schrittes in Richtung Wohnhaus schlurfte. Diese Gestalt erinnerte mich an jene, die mir am Vormittag schüchtern und mit eingefallenen Schultern die Tür geöffnet und mich in seine Welt eingeladen hatte, in der ich immer und bedingungslos einen Platz hatte, egal, wie viele Versprechen ich brach und wie unfähig ich auch war, diese Freundschaft zu erhalten.

So zog er, der große Freddy, der alle seine Träume Stück für Stück, Jahr für Jahr, ins Nichts seiner schwarz-weißen Welt verschwinden gesehen hatte, von dannen.

Gebeugt, müde, leer.

Über die Gleisen und in die endlose, dunkle Nacht hinaus.